

Iris.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Dritter Jahrgang.



Dienstag

(1827. N^o 122.)

16. Oktober

Meine Frau ist ein Engel!

(Komisches Gedicht, zur Deklamation.)

Es mög' Euch beirren die Ueberschrift nicht,
Sie weht, wie ein lustiger Wimpel,
Verwahren soll mich dies kleine Gedicht,
Vor dem Vorwurf, ich sey ein Sempel,
Der weibliche Tugend zu schätzen nicht
weiß.
Ich rufe: Den Frauen Heil, Lob und Preis!
Denn, meine Frau ist ein Engel!

Ein Engel ist sie! Es fehlen ihr auch
Nichts, als ein Paar goldene Flügel
Zum wirklichen Engel, nach altem Gebrauch,
Drauf geb' ich Euch Brief und auch Siegel;
D'rum hört nur, und sollt' ein Ungläub'ger hier
seyn,
Der stimmt dann wohl unisono mit ein:
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Bekanntlich ist immer ein Ball der Platz,
Die Tugend der Frau zu erproben,
Dort schaut nur an meinen gepriesenen Schatz,
Ich wette, ihr müßt ihn selbst loben.
Da muß ich erst bitten und betteln und seh'n,
Bis sie sich entschließt zum Tanze zu geh'n,
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Und dort seh't! wie tobend vor Galle sie reißt,
Halbwütthend, herum die Galane,
Weil mir der Doktor das Tanzen verweist
Und ich sie zum Tanzen mahne.
Wenn ihnen dann alle fünf Sinne vergeh'n,
So macht sie ein Buckerl, und lasset sie seh'n,
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Oft trifft sich's, wie einmal die Jugend schon ist,
Ich seh' es von weitem und lache,
Daß einer im Tanz auf die Wange sie küßt,
Hilf Himmel! da wird sie ein Drache;
Da kriegt der gewaltige Fächer zu thun,
Die zürnenden Worte und Blicke nicht ruh'n,
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Bin ich im Theater, da schwähet man gern,
Ich aber bezahle und höre,
Da nimmt sie so einen gesprächigen Herrn
Oft, daß es mich graut, in die Lehre,
Und was sich auch windet und drehet der Tropf:
Geschwätzt wird ihm richtig ein Loch in den Kopf.
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Oft wird mir zu Haus' doch zu lange die Zeit,
Ich habe zu wenig Bekannte,
Da steh'n gleich ein Duzend Visiten bereit,
Und lauter scharmant und galante,
„Die sind mir zuwider,“ so spricht sie zu mir
„Die Leute sind alle wie Zuckerpapier.“
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Und weil sie mich gar so närrisch lieb hat,
(Sie nennt mich den goldigen Alten)
So geht sie alljährlich nach Töplitz in's Bad,
Um sich nur für mich zu erhalten;
Dann kommt sie zurück, so frisch wie ein Reh,
Gewichen von ihr ist jegliches Weh;
Fürwahr, meine Frau ist ein Engel!

Oft fopp' ich sie kühnlich und frag' sie im Spaß,
Sind alle die Kinder meine eigen?
Da werden vor Schmerzen die Augen ihr naß,
Laut heult sie: ich will dir's bezeugen! —
„Hier nimm sie, — ich schenk' sie Dir, — glaubst
du es jezt?“
Dann glaub' ich's, und sag' ihr in's Gesicht noch
zulezt:
„Nein, Frauerle, du bist halt ein Engel!
S. W. Schießer.

Die Köhlerhütte.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Höre Bertrand, sprach der Köhler Franz zu
seinem Kollegen, du gefällst mir seit einiger Zeit
gar nicht mehr. Du schneidest ja Gesichter als ob
man dich mit glühenden Zangen zwickte, das taugt

in unser Handwerk nicht; die ganze Nachbarschaft ist schon aufmerksam auf dich und scheint Unrath zu wittern. Was soll dieses verförte Gesicht? was dieses Zerstreutseyn? Du bist nicht mehr der alte Bertrand, der seine Hütte aus eigener Erfindung zu einem Expeditionsbureau in die Ewigkeit schuf. Schweig Lasse! und laß mich ungeschoren, erwiderte finster Bertrand, deine gemeine Mörderseele, kann freilich nicht begreifen, was mein Blut mit Furiengeißel zur Wuth peitscht — das Wort Gewissen ist dir ein unentdeckter Welttheil, dessen Daseyn du erst am Schaffot ahnden wirst. O, ist es das? — lachte Franz — seht doch, das vermuthete ich nicht, dein Gewissen muß eine weite Reise gemacht haben, weil es so spät erst anklopft. Höre, da rath ich dir als Freund, mach' es so, wie ich es machen würde, wenn der ungebetene Gast käme: ruf zum Fenster hinaus: Es ist Niemand zu Hause! Ich gehe jetzt an unsre Arbeit, doch vor ich gehe, höre noch ein Paar Worte: Unsere Kamraden murren schon längst über dein tolles Benehmen, daß alle Augen auf sich zieht, und an uns über kurz oder lang zum Verräther werden kann. Ich warne dich, sey auf deiner Hut — sie haben so etwas von Kaltmachen und Expediren gesprochen, und du weißt aus Erfahrung, die Bursche sind Leute von Wort. Gib dein auffallendes Wesen auf, und hast du Lust mit gedrehten Hanf in Verwandtschaft zu kommen so warte mindestens bis wir, deine durch dich verführten Spießgesellen Gelegenheit gefunden haben über die Grenze zu wandern. Laß diese Warnung nicht in den Wind gesagt seyn und nun gehab' dich wohl bis auf Wiedersehen heute Abends.

Mit diesen Worten entfernte sich Franz und ließ seinen Kollegen darüber brütend stehen. Bertrand war von einem guten Hause, bürgerlicher Abkunft — von frühster Jugend zeigte sich aber bei ihm der Keim eines Leichtsinns, der alle Bemühungen seiner Eltern und Lehrer ihn zu einem rechtlichen Menschen zu bilden, fruchtlos machte. Immer waren die liederlichsten Schüler seine Gesellschaft, wo irgend ein leichtfertiger Streich auszuführen war, da sah man ihn an ihrer Spitze, und je größer der Schande war, der dadurch entstand, desto mehr Reiz gab ihm das Unternehmen. Es konnte daher nicht anders seyn, als daß er nach dem Tode seiner Eltern, aus den öffentlichen Schulen gestossen, der Liederlichkeit Preis gegeben, immer mehr und mehr in schlechte Gesellschaft gerieth. Das Bißchen Vermögen, das ihm

dieselben hinterließen war bald verschwelgt, und er sah sich genöthigt Militairdienste zu nehmen. Doch nicht lange währte es, so vergriff er sich an seinem Vorgesetzten, der Prozeß wurde ihm gemacht und als er Subordinations-Verbrecher zum Tode verurtheilet. Er fand Mittel zu entfliehen, und bettelte sich über die Grenze. Dort kam er in ein Dorf, wo er sich unter fremden Namen bei der Inhaberin eines Pachthofes als Knecht verdingte. Sein scheinbar gutes Betragen — verbunden mit Gewandtheit und einer hübschen, jugendlichen Gestalt gewann ihm bald die Neigung seiner Frau, und nach einigen Jahren reichte sie ihm ihre Hand. Zwei Jahre in denen sie ihm einen Knaben und ein Mädchen gebar, ging es gut, doch schon im dritten Jahre ihrer Ehe begannen Streitigkeiten zwischen ihnen, deren Quelle Bertrand's liederlicher Lebenswandel war. Statt seiner Wirthschaft nachzusehen, fuhr er Monate lang auf die Märkte herum, — verspielte das sauer erworbene Vermögen seiner Frau — und kam nur nach Hause wenn seine Baarschaft erschöpft, frischen Erfaß nöthig hatte. Seine Frau ward endlich aufgebracht. Befürchtend, einst in ihren alten Tagen den Bettelstab suchen zu müssen, und sich und die Kinder dem Elende Preis gegeben zu sehen, wandte sie sich an die Gerichte und bat um Scheidung von ihrem Manne. Dieser, wohl wissend, daß sie ihr Vorhaben leicht durchsetzen werde, daß er dann neuerdings ein Bettler sey und höchstens von seiner Frau Gnade leben könne, nahm seine Zuflucht zur List. Er spielte den Reumüthigen, gelobte Besserung und seine Frau nahm die Klage zurück. Nicht lange darauf fand man sie plötzlich früh vom Schlage gerührt todt im Bette. Der Bösewicht hatte sie ermordet und die That so geschickt angestellt, daß kein äußerliches Zeichen an ihm zum Verräther ward. Er hatte sich aber groß getäuscht. Die Verbliebene hatte — ohne seinem Wissen bei der Obrigkeit ein Testament hinterlegt, vermöge welchen Haus und Hof an die Kinder fiel, und nur ein kleiner Theil der Nukunien ihrem Gatten zukam.

Bertrand wüthete und tobte. Er ließ seine Bosheit nun an den unschuldigen Kindern aus, Schläge waren tägliche Liebkosungen des Tyrannen und die härtesten Arbeiten legte er ihnen auf, in der Hoffnung sie daran erliegen zu machen.

Leopold, der Sohn, hatte nun sein 16. Jahr erreicht, und als er einst ohne aller Ursache neuerdings von seinem Vater mißhandelt wurde, verschwand er aus dem Hause, und kam nicht mehr in

Vorschein. Deß war Bertrand froh, und als bald darauf seine Tochter Elise den Revierjäger der benachbarten Herrschaft heirathete, überließ er sich seinem wilden Leben ganz; — so trieb er es durch volle zehn Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Süd-Tirol.

(Fortsetzung von No. 121.)

Vierter Brief.

„Hier, wo die Herde lüthend,
Im Blumengrase geht;
Wo, Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht!

Matthison.

Bereite dich, lieber Freund! heute an meiner Hand eine der herrlichsten Gegenden des herrlichen Tirol zu beschreiten; einen der frühesten Wohnsitze der Altvordern dieses Landes, und dem idyllischsten Asyl ihrer Nachkommen — kurz das schöne Ultner Thal, eines der gesegnesten an Wiesenkultur und Viehzucht im ganzen Lande. Es hat nicht den majestätischen Umfang, noch die terrassenförmige Abdachung, womit die Hauptthäler Tirols, als das Ober- und Unter-Inn- und Etschthal und das Pustertal das Auge blenden, und die Seele erheben; aber es schließt tausend Schönheiten anderer Art in sich, und ist im eigentlichen Sinne romantisch, während jene plastisch-antik genannt werden können. Diese letzte Eigenschaft ist eben keine der uninteressantesten in einem Lande, wo die Natur öfters aus lauter Größe beinahe an Reiz verliert, und so zu sagen, in ihrer Kolossalität in Bombast übergeht wie z. B. ein Gedicht durch allzuhäufige Prachtwörter. Der begeistertste Verehrer der Tiroler Alpenwelt, wird, wenn er sie nicht in Büchern liest, sondern wirklich schaut, nicht umhin können, manchmal über Einförmigkeit zu klagen, wenn er halbe Tage lang in einem weiten breiten Thale fortwandert, und immer in der Mitte denselben Fluß sieht, auf beiden Seiten dieselben Wiesen, dieselben Hügelreihen, rechts und links über den Hügeln dieselben Nadelwälder, und dieselben kahlen Steinwände, wie Kirchhofsmauern an den äußersten Grenzen des erhabenen Einerlei, das nicht den tausendfältig abwechselnden Reiz der freundlichen Flächen und der geliebten Mittelgebirge hat. — Freund, du merkst wohl, daß ich ein Vierteljahr im Alpenlande zugebracht habe, und daß es ein Heimweh der Flachländer so gut gibt, wie

eines der Alpen. Doch wohin? — Wir stehen am Eingange in's Ultner Thal, oder sind vielmehr auf dürrknöchigen Gebirgskroffen, und wollen einen gewaltigen Büchel rechts überklettern, da der in entgegengesetzter Richtung hervorbrechende Salschauer oder Ultnerbach neidisch die ganze enge, vielfach verschlungene Thalschlucht einnimmt, und uns in der Tiefe keinen Durchgang gestattet.

Während unsere Thiere gemächlich hinanklimmen, wollen wir uns ein wenig bekümmern wo wir eigentlich sind, und was wir zu gewärtigen haben. Ungefähr eine halbe Meile von Meran, und anderthalb Meilen von Botzen, öffnet sich hinter dem am rechten Etschufer zwischen Wiesen und Weingärten gelegenen Dorfe Lana die Gebirgskette, welche sich an allen andern Punkten unterbrochen von dem Wendelgebirge bis zur Krümmung der Etsch in dieser Richtung fortzieht. — Dieses Thal, welches durch ungefähr 10 Stunden südwestlich bis zu einem geschlossenen Gebirgskessel fortläuft, ist das Thal und der Gerichtsbezirk Ultner. Es grenzt gegen Aufgang an Lana, gegen Untergang an die Gebirge von Sulzberg und Martell, gegen Mitternacht an Wintschgau; gegen Mittag an Nonberg. Die Ebene des Thales liegt ziemlich tief, ist wie gesagt, auf drei Seiten von Gebirgen eingeschlossen gegen 10 Stunden lang, kaum an einigen Orten 1/4 Stund breit, an manchen hingegen so enge, daß kaum die reisende Salschau sich Platz erzwingt. Das ganze Thal ist in 8 Gemeinden, die Werthen genannt werden, abgetheilt. Es befinden sich daselbst vier Dörfer, St. Pankratz, der Sitz eines Landrichters und Pfarrers, St. Walburg, St. Nikolaus und St. Gertraud, in welchen 5 letzten Orten Kurazien sind. Zwei exponirte Priester auf dem Mariol und auf dem Schwiemberge versehen die Seelsorge der auf diesen Höhen zerstreuten Gebirgsbewohner. Die gesammte Bevölkerung des Thales und der benachbarten Berge beträgt 3500 — 4000 Seelen.

Der dortige Menschenschlag ist von kräftigem und gefälligem Baue, mittlerer Größe, meistens blauäugig, und länglichen, wohlgefärbten Gesicht. Besonders hübsch, wohlgebaut und gefällig — sogar bis auf einen gewissen Punkt, wo Ungefälligkeit Jugend — schildert das Gerücht die dortigen Mädchen. Ich armer Reisender war so unglücklich, keine der Schönen zu Gesicht zu bekommen, denen die allgemeine Meinung unter allen Bewohnerinnen des Etschlandes den Apfel reichte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Wien, 1. Oktober 1827.

Die vereinigte Direktion des Theaters a. d. Wien und in der Josephstadt macht in ersterem Theater mehr Glück als im letzteren. Dem Vernehmen nach steht die Direktion mit dem Regisseur Fischer vom Josephstädter Theater in Unterhandlung. Dieser will nemlich die Pachtung desselben übernehmen; nur aber die Bedingung nicht eingehen, welche Carl festsetzt, daß er die Mitglieder des Josephstädter auch im Wiener-Theater verwenden kann. Fischer ist ein thätiger, einsichtsvoller Mann und die Josephstadt würde bei dem Tausche nichts verlieren.

Regisseur Hopp ist für die Wien und die Josephstadt auf neue 6 Jahre gewonnen. Er ist ein brauchbarer Schauspieler, der jedem Theater eine schätzbare Acquisition ist.

Der unter den Namen Walter vom Berge bekannte Heinrich Börnstein ist als Sekretär des Theaters ander Wien engagirt.

Kaimund hat sein neuestes Stück an die Direktion des Wienertheaters verkauft. Dem Vernehmen nach ist selbes seriös gehalten: Glück auf!

Seit dem Tode des Administrators des Leopoldstädtertheater Gen. Doktors von Manquet soll bei demselben eine Kriss eingetreten seyn, die die Entscheidung dieser Bühne für die Zukunft bald nach sich führen soll. — Dem Vernehmen nach hat ein gewisser Herr Steinheller ansehnliche Anträge gemacht, um dieses Theater an sich zu bringen. Die Unterhandlungen sind noch im Gange.

Oekonomisch-technologische Literatur.

„Kurze Anleitung zum Bierbrauen, mit einer vorausgeschickten populären Theorie der Gährung, von Dr. Georg Carl Rumy, Ehrenbeisitzer des Georgkolns zu Reithely, Mitglied der k. k. Landwirtschaftsgesellschaften zu Wien, Prag, Brünn und Klagenfurt und des königl. bayerischen Central-Vereins in München, ehemals Professor der Oekonomie, Technologie und Güterverwaltungslehre in dem landwirthschaftlichen Institute Georgikon zu Reithely u. s. w. Wien, bei Franz Ludwig 1826. in 12.“

Dr. Rumy (der seit Niederlegung seiner Professur in dem protestantischen Lyceum zu Preßburg kurz vor seiner Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche im Jahre 1824 in Wien privatfür) hat, seitdem er nicht mehr Professor der Oekonomie und Technologie ist, das Studium dieser gemeinnützigen Wissenschaften und die Schriftstellerei in diesem Fache keinesweges aufgegeben, sondern sich damit fortwährend beschäftigt, zumal da er auch in Preßburg aus alter Vorliebe (alte Liebe rostet ja nie) die Oekonomie in außerordentlichen Stunden einer kleinen Zahl wissenschaftlicher, reifer Jünglinge unentgeltlich, und in Wien im vorigen Winter einem jungen, talentvollen Fürsten nebst Naturgeschichte in Privatstunden vorgetragen hat. Den Lesern des Man-

deres hat er sich in den letzten zwei Jahren durch mehrere ökonomische und technologische Original Aufsätze und durch kurze, oft mit Berichtigungen und Ergänzungen begleitete Auszüge aus neuen ökonomischen und technologischen Schriften und auswärtigen Journalen bekannt gemacht.

Auch die vorliegende kurze Anleitung zum Bierbrauen liefert einen Beweis, daß Dr. Rumy sich fortwährend mit der Oekonomie und ökonomischen Technologie beschäftigt. Sie enthält zwar nicht neue chemische und technologische Aufschlüsse über das Bierbrauen, sie ist aber in einem populären, gemeinfaßlichen Styl geschrieben, zeichnet sich durch eine gedrängte Kürze aus, vermeidet die vielen chemischen und technologischen Fretümer, von welchen mehrere der zahlreichen Schriften über die Bierbrauerei frohen, und dürfte daher für die Mehrzahl der Leser (er rechnet nicht bloß auf Bierbrauer sondern auch auf Freunde eines echten guten Biers, die sich über dessen Erzeugung durch Lektüre belehren wollen) zweckmäßig seyn. Der Verfasser wollte durch seine kurze Anleitung keineswegs die größeren schätzbaren Werke von Gericke, Schmidt, Gottward, Hermbstädt u. s. w. beseitigen, sondern vielmehr jene, die dazu Mühe, und, insofern einige derselben, z. B. von Hermbstädt, höhere chemische und technologische Kenntnisse voraussetzen, Beruf haben, zur Lektüre und Benützung derselben einladen und ermuntern, weswegen er auch eine ausgewählte Literatur der bessern deutschen, englischen, französischen Werke über die Bierbrauerei mittheilte.

Dr. Rumy schickt seiner Einleitung zur Bierbrauerei eine populäre Theorie der Gährung voraus. Dann handelt er von dem Materiale des Biers, von den zum Bierbrauen nöthigen Gefäßen, Instrumenten und Gebäuden, von dem Bierbrauen selbst, von den Eigenschaften eines guten Bieres und von den verschiedenen Biergattungen. Den Schluß macht die Literatur der Bierbrauerei. Seine Quellen hat er überall am gehörigen Orte angeführt; und darunter mit Dank seinen hochverehrten Lehrer in der Oekonomie und Technologie zu Göttingen, Professor Beckmann. Die meisten eigenen Erfahrungen über das Bierbrauen machte der Verf. (wie er selbst gesteht) in dem städtischen Bräuhaus zu Göttingen, unter Beckmanns Anleitung, der seine Zuhörer aus seinen technologischen Vorlesungen, so wie in verschiedene Fabriken, so auch in das Bräuhaus oft führte.

Dr. Rumy hat seine Schrift seinem Vater, Stadtkämmerer der Kron- und Bergstadt Jalo in der Zipß, einem würdigen Greise (der aber während des Drucks starb und die Dedikation nicht mehr las), der bis an das Ende seines Lebens mit jugendlich-männlicher Kraft thätig war, gewidmet.

Es ist übrigens schade, daß Dr. Rumy von seinem Freunde, dem Mechanikus Johann Georg Lur in Wien, dessen Versuche und Erfahrungen über das Bierbrauen mittelst des Dampfes (worüber Hr. Lur ein Patent erhalten hat) erst nach angefangenem Druck erhielt und davon in der Anleitung nicht mehr Gebrauch machen konnte. Möge er sie auf einem andern Wege dem Publikum mittheilen.

G. L.